

Programm des Workshops „Probleme der Feldforschung in Gewaltkontexten“
13. Dezember 2002; 10:30 – ca. 14:00 (Unter den Linden 6, Raum 3085a)
an der Humboldt-Universität zu Berlin

Begrüßung und Moderation: Klaus Schlichte, HU Berlin

10:15 Der Zugang zum Feld

Eingangsstatement: Julia Eckert, MPI f. Ethnologie, Halle

Grenzen und Chance. den Feldzugang zu organisieren

Was gilt es vor der Reise und bei der Ankunft zu bedenken?

Wie und als was stellen die Forscherin und der Forscher sich dar?

Welche Rolle spielen „middlemen“?

10: 45 Auswahl und Recherche von Interviewpartnern

Eingangsstatement: Jürgen Endres, Orientalisches Institut, Universität Leipzig

Wie findet man seine Gesprächspartner?

Wie vermeidet man den „selection bias“?

Gibt es spezifische Personenkreise, die nicht in Gewaltkonflikte involviert sind, aber ein hohes Wissen über den Konflikt besitzen?

11: 15 Vertrauen und Vertraulichkeit

Eingangsstatement: Beate Andrees, Freie Universität Berlin

Wie erwirbt man wenigstens eingeschränktes Vertrauen der Gesprächspartner?

Gibt es Tabus der Befragung?

Ist der Kontakt mit verschiedenen Konfliktparteien problematisch?

11: 45 Sicherheitsprobleme

Eingangsstatement: Jan Koehler, Ethnologisches Institut, Freie Universität Berlin

Welche eigenen Risiken gilt es zu vermeiden und wie geschieht dies am besten?

Welche Risiken bestehen für die Gesprächspartner?

Welche dienstrechtlichen und juristischen Aspekte gilt es zu bedenken?

12: 15 Aufzeichnen, Dokumentieren, Belegen

Eingangsstatement: Regine Schönenberg, Freie Universität Berlin

Welche Formen der Aufzeichnung sind angebracht?

Wie lassen sich auch vertrauliche Mitteilungen dokumentieren?

Wie erfolgt die Belegweise dieser Quellen?

12: 45 – 13: 15 Mittagspause v. 30 Minuten (Cafeteria im Hauptgebäude)

13: 15 Jenseits des Interviews: Andere Quellen in der Feldforschung

Eingangsstatement: Boris Wilke, Institut für Politikwissenschaft, Universität Hamburg

Welche Quellen sind jenseits der Gespräche mit Akteuren und Externen wichtig?

Wie lassen sich diese erschliessen?

14:00 ENDE

Feldforschung in Gewaltkontexten

Protokoll zum Workshop der DVPW ad-hoc Gruppe „Ordnungen der Gewalt“
am 13.12.02 , 10 – 14h, Humboldt-Universität zu Berlin

Moderation: Klaus Schlichte
Protokoll: Barbara Lemberger

Anwesend: Burkhard Conrad, Stephan Hensell, Sonja Schulz-Grigat, Boris Wilke, Jürgen Endres, Henrik Le-
buhn, Markus Euskirchen, Björn Aust, Julia Eckert, Barbara Lemberger, Astrid Nissen, Katrin Radtke, Jago Sal-
mon, Regine Schönenberg, Jan Koehler, Klaus Schlichte

Einführung durch den Moderator:

Methoden und Probleme der Feldforschung sind in der Politikwissenschaft ein vernachlässig-
tes Thema. Jenseits der Fragen, die sich für diese Form der empirischen Sozialforschung oh-
nehin stellen, ist die Forschung zu Fragen der politischen Gewalt mit besonderen Problemen
behaftet. Anstehende Feldforschungen einer Reihe von Mitgliedern der Adhoc-Gruppe sind
der Anlaß für diesen Austausch von Erfahrungen und Empfehlungen. Dieser Workshop soll
nicht mehr sein, als ein Anfang dieser Methodendiskussion.

1. Der Zugang zum Feld

**Einführende Bemerkungen: Julia Eckert, Max-Planck-Institut für ethnologische For-
schung, Halle/Saale¹ (Feldforschung in Indien, Usbekistan, Afghanistan)**

Wie und über welche Person(en) bekommt der Forscher Zugang zum Feld?

Zum einen kann man sich erfahrungsgemäß auf das sogenannte „Schneeballsystem“ verlas-
sen, d.h. man hat bereits vor dem Forschungsaufenthalt zwei, drei Kontakte, von denen aus
man sich vor Ort weiterhangeln kann. Dies impliziert, dass die Hauptkonzentration auf Ge-
sprächskontakte nicht unbedingt in der Vorphase liegen muss, sondern erst vor Ort erfolgen.
Das liegt an pragmatischen/praktischen Gründen, dass man von zu Hause aus die eigentlich
entscheidenden und für das Thema wichtigen Kontakte praktisch unmöglich herstellen kann.
Das soll indes nicht heissen, dass man ohne Forschungsplan ins Feld fährt. Damit ist gemeint,

¹ Durch Terminprobleme war die Folge der Eingangstatements anders als hier wiedergegeben. Das Protokoll
folgt in der Darstellung der ursprünglich beabsichtigten, thematisch aufbauenden Reihenfolge. Die kursiv gese-
zten Fragen sind teils von der Vorbereitungsgruppe vorgegeben worden.

dass man die unter seiner Fragestellung wichtigen Gesprächspartner im Vorhinein überlegen sollte, aber darauf vertrauen darf, andere erst vor Ort kennenzulernen. („Küchengespräche“)

Welche Punkte sind aber in jedem Fall bei der Überlegung zum Zugang zum Feld zu beachten?

Zunächst der Schutz der Informanten: Grundsätzlich kann man behaupten und sich sicher sein, dass in „brisanten“ Regionen der Feldforscher immer weniger zu befürchten hat, als seine Informanten, und es sollte daher immer bedacht werden, dass man seine Gesprächspartner immer belastet. Dies ist häufig schon in ganz banalem Sinn der Fall, indem man z.B. einfach ein weiterer Esser ist. Gerade in autoritären Staaten muss man sich der Verantwortung für seine Kontaktperson bewußt sein und sie so gut es geht vor schlecht kalkulierbaren Folgen (staatliche Repression) schützen.

- a) **Selbstdarstellung:** Im obigen Sinn kann es geradezu eine Schutzmaßnahme für sein Gegenüber sein, sein eigentliches Thema nicht offen darzulegen, sondern es zu „verharmlosen“. Dies bedeutet, dass die Informanten, wenn sie nicht wissen, zu welchem Thema sie eigentlich Informationen liefern, auch möglichen z.B. polizeilichen Nachfragen keine sie selbst „gefährdenden“ Auskunft geben können.
- b) **„top-down Zugang“:** Als Forscher wird man oft von in der Hierarchie weiter oben stehenden Personen ins Feld eingeführt. Bei der Polizeiforschung in Indien wirkte sich das nicht eben vorteilhaft auf die Gesprächsbereitschaft und der Auswahl der Gesprächspartner aus. Denn die rangniedereren Polizisten möchten sich mit ihren Aussagen nach oben rückversichern, sie stehen unter der Kontrolle und dem Druck ihrer Chefs. Darüber hinaus selektiert der „Vermittler“ die Kontaktpersonen, und zwar nicht mit Rücksicht auf die Wissenschaftlichkeit, repräsentative Kollegen anzubieten, sondern im eigenen Interesse, die ihm selbst angenehmen und ggf. diejenigen mit „weißen Westen“. Diese Art des Zugangs und der Einführung ins Feld ist also nur bedingt empfehlenswert und macht die besondere Rolle von „Mittelsmännern“ deutlich, wie darauffolgend dargestellt wurde.
- c) **Die Rolle von „Mittelsmännern“:** Hier geht es um diejenigen Personen, die dem Forscher überhaupt den Zugang zum Feld vermitteln oder öffnen können und somit ist ihre Rolle zweischneidig. Wie oben schon dargestellt, können sie ein absolutes Hindernis für „fruchtbare“ Gespräche darstellen. D.h. man muß sich als Forscher Übersicht verschaffen, welche Rolle sein „Türöffner“ in seinem eigenen sozialen Kontext spielt, ist er unbeliebt, weil er bspw. ein öffentliche Person ist (Bsp. Polizeiforschung)

oder ist er für sein Umfeld eine Vertrauensperson? Handelt es sich nun um ersteres, kann man dies aber in einen Vorteil umwandeln, indem man sie als Alibi benutzt, seiner Forschung einen offiziellen Rahmen zu geben und unter der Oberfläche sich die Personen sucht, die wirklich etwas zum Thema sagen können.

In der anschließenden Diskussion wurde die **Universität** benannt, nicht unbedingt in erster Linie als Einstieg ins Feld, sondern als Institution, an die man sich als Forscher ruhig anbinden kann, sowie als Hort von schriftlichen Quellen, benannt. Sie liefert nämlich in ihrer Funktion als öffentliche Behörde den Vorteil, dass sie gleichsam einen „Ausweis“ gibt, Wissenschaftler zu sein, und man als solcher im Land anerkannt und den staatlichen Institutionen bekannt ist. Und darüber hinaus lagern in Universitäten „verborgene Schätze“, wie unveröffentlichte Examensarbeiten und graue Literatur.

Eine weitere Frage bezog sich auf die Vermittler im „Schneeballsystem“. Soll man diese Personen, die einen zum nächsten „schicken“ oder „empfehlen“ demjenigen auch nennen, unter dem Gesichtspunkt, Dritte zu schützen?

Schließlich blieb die Frage offen, was sowohl für den Wissensdrang des Forschers als auch für den Schutz der Informanten dienlicher sei, sich über offizielle Mittelsmänner einen Zugang zu suchen, oder selbst direkten Kontakt zu potentiellen Gesprächspartnern herzustellen (Bsp. Forschung zur Landreform in Usbekistan, wo Kolchosefunktionäre keine befriedigende Antworten lieferten, und sich die Forscherin selbst aufs Feld zu den Frauen begab).

2. Die Auswahl der Interviewpartner und Recherche

Einführende Bemerkungen: Dr. Jürgen Endres, Orientalisches Institut, Universität Leipzig, (Feldforschung in Ägypten, Libanon und Marokko)

Wie findet man „geeignete“ Gesprächspartner?

Der Kontext der Feldforschung im Libanon war nicht unmittelbar gewaltbeladen, weil die Forschung „über den Krieg nach dem Krieg“ stattfand. Deswegen hätte man davon ausgehen können, dass es den Leuten leichter fiel, darüber zu sprechen, doch dem war nicht so.

Die Gesprächspartner im Libanon waren dem Rang nach niederere ehemalige Kämpfer. In diesem Fall gestaltete sich der Zugang zum Feld von „oben nach unten“, konkret über ehemalige Milizenführer, die sich nun in öffentlichen Positionen befanden. Gleichzeitig sah der Forscher sich gezwungen, sein Forschungsthema zu „modifizieren“, da die eigentliche Fragestel-

lung den ehemaligen Milizführern nicht angenehm war. Als Vorteil des Einstiegs von „oben nach unten“ wurde genannt, dass dieser vergleichsweise einfach ist, da es sich um Personen in öffentlichen Positionen handelte und sie somit greifbarer sind, mit der Absicht, die Milizführer dazu zu benutzen, Kontakte zu den Kämpfern herzustellen. Doch genau dieser Punkt erwies sich als äußerst schwierig.

Ein Grund war, dass der Forscher keinen Einfluß auf die Auswahl seiner Gesprächspartner hatte, denn durch die Milizführer, die hier zu den Mittelsmännern wurden, wurden sie bereits selektiert. Daraus ergab sich, dass man auf den Gesprächsverlauf selbst keinen oder wenig Einfluß hatte, weil die ehemaligen Führer (immer noch) Kontrolle und Druck auf ihre (ex-)Kämpfer ausübten, indem sie bei jeder Gesprächssitzung mit anwesend waren, was in Extremfällen gar zum Abbruch der Sitzungen führte. Eine Lösung dieser für beide Seiten problematischen Situation schien es zu sein, den ehemaligen Soldaten alleine aufzuwarten, um mit ihnen ohne Dritte sprechen zu können oder sich weitere Kontakte verschaffen zu lassen.

Welche weiteren Gesprächspartner bieten sich bei Forschungen zu Konfliktthemen an?

- a) Personen, die zwar nicht unmittelbar in das Kriegsgeschehen involviert waren, aber doch darüber etwas wissen, weil sie vielleicht mit anderen Personenkreisen verkehrten. Für die Praxis bedeutet dies jedoch, sich einen genauen Überblick und spezifisches Wissen über diese Personen zu verschaffen, um deren Aussage dann richtig einordnen zu können.
- b) Eliten: in diesem Kontext sind in erster Linie die ehemaligen, Vorkriegseliten gemeint, die sich nicht selten als dankbare Gesprächspartner erweisen und somit leicht zugänglich sind und auch einen weiteren, anderen Blickwinkel der „Wahrheit“ haben, als die Nachkriegselite.
- c) Wissenschaftler: Bei diesen Interviewpartnern sei aber darauf zu achten, ob sie während des Krieges im Land waren. In der Diskussion wurden gerade Gespräche mit Exilanten befürwortet wurden, weil sie wiederum durch einen anderen Blickwinkel auf die Situation die Einschätzung durch den Forscher bereichern können.
- d) Ergänzend: Menschenrechtsorganisationen, Hilfswerke.

In der Diskussion wurde die „Kategorie“ Frau als Gesprächspartner sowie die Frau als Forscherin ergänzend dazu ins Zentrum gerückt. Frauen spielen nämlich allgemein in (kriegerischen) Konflikten eine eigene, wichtige und andere Rolle als Männer und haben vor diesem Hintergrund einen anderen Blick und anderes Wissen zum Thema. Vermutet wurde jedoch, dass Forscherinnen einen leichteren Zugang zu ihnen haben. Was die Genderfrage in der Feldforschung betrifft, ist es in bestimmten Situationen ein Vorteil eine Frau zu sein, weil man

harmloser oder unschuldiger wirkt und man deswegen vielleicht mehr in Erfahrung bringen kann, andererseits aber auch von bestimmten Dingen ausgeschlossen wird (z.B. potentiell gefährliche nächtliche Ausflüge).

Ein zweiter Punkt der Diskussion belief sich auf die Bedeutung von bestimmten Personengruppen, von denen besonders viele Informationen zu erwarten sind, z.B. von umherziehenden Händlern, die durch ihre Wanderung Neuigkeiten aus unterschiedlichen Ecken hören und sie ebensoschnell weiter geben. Eine weitere Gruppe, die sich in einem jeden solchen Land findet, ist die „weiße Community“. Gemeint sind Mitarbeiter internationaler Organisationen oder Botschaftsangehörige (expatriats). Gegen ihre Qualität als Informationsquellen spricht, dass sie nur einen kleinen, separierten Ausschnitt der Situation kennen, andererseits können sie sich als Informationsquelle zur z.B. aktuellen Sicherheitslage in der Region als nützlich erweisen. Grundsätzlich ist bei den „westlichen“ Gruppen jedoch zu differenzieren. Im Kaukasusgebiet sind z.B. Privatinvestoren diejenigen, die sehr gut informiert sind, womit auch angesprochen wurde, dass es Leute gibt, die zwar selbst kein „interessantes“ Wissen zum Thema haben, allerdings über gute Kontakte zu entsprechenden Interviewpartnern verfügen.

Als eine weitere Gruppe von Gesprächspartnern wurden Einheimische, die „westlich“ sozialisiert wurden oder zeitweise im westlichen Ausland gearbeitet haben, hinsichtlich ihres vielleicht schon „zu fernen“ Blicks diskutiert. Als Gegenargument wurde vorgebracht, dass ein solcher Versuch von Kategorisierung nach „Authentizität“ von Personen gefährlich ist, denn jeder Mensch hat mehrere Codes und Sichtweisen, ohne dass man von „wahrer“ oder „fälscher“ sprechen könnte.

Abschließend zu diesem Punkt wurde darauf verwiesen, darauf zu achten, welche Leute wie erzählen, da die „Internationalisierung des Feldes“ „Erinnerungsprofis“ mit einer konformen Sprache produzieren kann.

3. Vertrauen und Vertraulichkeit

Einführende Bemerkungen: Beate Andrees, FU Berlin, (Feldforschung in Kosovo, Armenien, Diaspora in Schweiz und USA)

Wie erwirbt man wenigstens eingeschränktes Vertrauen der Gesprächspartner? Gibt es Tabus? Ist der Kontakt mit verschiedenen Konfliktparteien problematisch?

Wenn man in diesem Zusammenhang von Vertrauen spricht, meint man die möglichst „wahrheitsgetreue“ Wiedergabe des Erzählten und auch, dass der Befragte das subjektive Gefühl haben muss, die Geschichte sei beim Wissenschaftler gut aufgehoben.

Der Zeitfaktor spielt im Aufbau von gegenseitigem Vertrauen eine nicht unbedeutende Rolle, da es sich beim Verhältnis zwischen Forscher und Gesprächspartner um eine soziale Beziehung handelt, die gepflegt werden muß. Die zweite Dimension des Zeitfaktors berührt die Distanz zum Geschehen. Denn je näher die Befragung am Geschehen liegt, umso schwieriger ist es, an die Beteiligten heranzukommen und Vertrauen aufzubauen. Je länger das Geschehen entfernt ist, desto offener sind sie, darüber zu sprechen. Dann stellen sich jedoch das Problem und die Frage nach dem Wahrheitsgehalt der Aussagen, da oftmals rasch ein Prozess der Mythenbildung der Ereignisse einsetzt.

Zugang zu Netzwerken: Der Netzwerkcharakter der Diasporen erfordert ein zusätzliches Maß an Vertrauen, denn durch ihre z.T. weltweiten Verzweigung und ihrer nicht-hierarchischen Struktur ist ihre interne Beziehung auf gegenseitige Kontrolle gebaut. In diesem Zusammenhang kann man aber feststellen, dass der Zugang zu den Gesprächspartnern umso leichter ist, je formalisierter das Netzwerk ist, wie dies bei der armenischen Diaspora der Fall ist. Im Gegensatz zu eher informell strukturierten Gemeinden reicht der eigene institutionelle Hintergrund für ein Gespräch und weitere Kontakte werden vermittelt. Aufzumerken ist dabei jedoch, nicht nur die offizielle Selbst-Darstellung der Gemeinde und ihrer Probleme wahrzunehmen. Bei informell strukturierten Diasporen, wie hier bei der albanischen Diaspora, basiert der Zugang zu Informanten ausschließlich auf persönlichem Vertrauen. Neben dem Kriterium der Herkunft, das in dieser Gemeinde/Kultur einen wichtigen Stellenwert einnimmt, können zusätzliche Codes, wie bspw. Geschlecht, Alter oder Sprache den Zugang erschweren.

Die Vertrauensfrage betrifft darüber hinaus Tabus, also gesellschaftlich festgelegte Verbote, deren Übertretung bestraft wird bspw. mit Vertrauensverlust. Sie zu erkennen und zu „umschiffen“ ist eine der großen Herausforderungen während der Forschung. Um sie zu vermeiden, kann man nur dazu raten, sich im Vorfeld des Gesprächs einen genauen Überblick über die Geschichte seines Gesprächspartners zu verschaffen, selbst offen im Gespräch sein, oder mögliche „Tabufragen“ bei weniger wichtigen Kandidaten „auszuprobieren“. Doch die Praxis hat gezeigt, dass man Tabus oft erst am Ende von Interviewreihen ersichtlich und als solche erkennbar werden. Zu guter letzt hat der Forscher jedoch zu akzeptieren, in Gesprächen nicht in allen Fällen die ganze Wahrheit zu erfahren.

Hat man nun ein Vertrauensverhältnis hergestellt, geht es darum Vertraulichkeit in dieser Beziehung zu schaffen und aufrechtzuerhalten. Erfahrungsgemäß geschieht dies, indem man selber auch von sich erzählt und etwas von sich preisgibt (Stichwort Reziprozität). Problematisch wird es jedoch, wenn der Gegenüber bspw. wissen möchte, mit wem man bisher schon gesprochen hat, also „forschungsrelevante“ Informationen erfragen möchte. Ein weiteres Krite-

rium für Vertraulichkeit von seiten der Interviewten ist nicht selten mit dem Standpunkt des Forschers zum Thema verknüpft, was dem Neutralitätsanspruch des Wissenschaftlers eigentlich widerspricht.

In der anschließenden Diskussion standen zwei Aspekte im Mittelpunkt, Vertraulichkeit und Parteilichkeit. Um das Vertrauen während der Sitzung zu stärken, hat sich in der Praxis bewährt, selbst offener zu sein, indem man bspw. die passive Rolle des „Nur-Fragers“ aufgibt, und selbst mit einem eigenen Standpunkt mitdiskutiert. Wenn man sich nämlich als nicht nur Wissenschaftler zu erkennen gibt, sondern die Interaktion als soziale Beziehung anerkennt, in der man Verantwortung auch für seinen Informanten hat, ist man auch in den Augen der Beforschten „haftbar“ und somit vertrauenswürdiger. Damit verknüpft ist die Problematik der Parteilichkeit versus Neutralität des Wissenschaftlers. In Extremsituationen stellt sich die Frage, ob man nicht geradezu verpflichtet ist, seine Neutralität aufzugeben.

Grundsätzlich ist man bei Feldforschung in Gewaltkontexten vermutlich stärker mit solchen Entscheidungen konfrontiert, weil es sich um eine Situation nicht frei von Emotionen handelt (bspw. Interviews mit Kriegsverbrechern). Doch auch hier ist eine mögliche Lösung, von anfang an seinen eigenen Standpunkt offenzulegen und somit im Gespräch Diskussionen zuzulassen, ohne jedoch (Kriegsverbrecher-) Geschichten „enthüllen“ zu wollen, was Journalisten überlassen werden sollte. In diesem Zusammenhang wurde auch die Frage diskutiert, inwieweit die ethische Frage forschungsrelevant ist, empathisch für die Täter oder die Opfer von Gewalttaten zu schreiben.

4. Gefahr und Sicherheit

Einführende Bemerkungen: Jan Köhler, Ethnologisches Seminar, FU Berlin, (Feldforschung in Georgien u.a. Kaukasusstaaten)

Welche Gefahr kann sich für den Forscher, welche für die Beforschten während der Feldforschung in Gewaltkontexten ergeben?

Basis dafür ist wiederum Vertrauen im Verhältnis zwischen Gesprächspartner und Feldforscher, wobei hier wiederholt der Zeitfaktor als grundlegende Voraussetzung für eine solche stabile Beziehung ist. Zu Vertrauen in Zusammenhang mit Gefahr gehört u.a. die Frage nach offener oder verdeckter Forschung, denn wenn die Befragten nichts genaues über das Thema

wissen, können sie bei evtl. Nachfrage von staatlichen Sicherheitsagenturen oder Konfliktgegnern keine sie und den Forscher gefährdende Aussage machen.

In der eigenen Forschung wurde die Strategie verfolgt, keine Namen von Akteuren im Gespräch zu nennen und nennen zu lassen, um sowohl sich selbst als auch die Partner zu schützen. Das im Gespräch mit dem Informanten explizit gemachte „Verbot der Namensnennung“ in den Erzählungen diene also dem Ausschluß schwer kalkulierbarer Risiken. Ausserdem ist es ratsam, wenn möglich, sich an einen persönlichen Schlüsselinformanten zu halten, dessen Worte man absolut Folge leistet. Die Praxis zeigte aber auch in diesem Fall, dass die Gefahr, Dritte in Schwierigkeiten zu bringen, weitaus größer ist, als sich selber zu gefährden. Natürlich gestaltet sich der Aufenthalt in Gebieten mit einer „Entführungsökonomie“ anders. In der Kaukasusregion wird man als Forscher solange nicht behelligt, als man den „oberen Patronen nicht in die Quere kommt“, z.B. deren persönliche Sicherheit gefährdet. Dies kann man vermeiden, indem man sich im Vorfeld über das Beziehungsgeflecht und die „stakeholder“ informiert.

Ob die deutsche Botschaft ein möglicher „Sicherheitsgarant“ des Forschers in Betracht käme, wurde in der darauffolgenden Diskussion eindeutig abgelehnt, mit der Begründung, dass die Botschaftsangehörigen höchstens punktuelle Informationen zur Sicherheitslage im Land geben könnten, doch darüber hinaus meistens keinen weitreichenden Einblick ins Geschehen hätten.

Weiter wurde die offizielle Forschungserlaubnis zur Diskussion gestellt. Erfahrungsgemäß ist eine solche v.a. dann hilfreich, wenn man Zugang zu öffentlichen Einrichtungen wünscht, z.B. Archivrecherchen oder Personen des öffentlichen Dienstes zu interviewen sowie Befragungen mittels Fragebögen an öffentlichen Plätzen plant. Zu Themen und Menschen, wie sie von den hier Anwesenden studiert werden, können solche offiziellen Dokumente sogar eher hinderlich sein, weil sie mit einem solchen Ausweis quasi zur Zielscheibe von Belangen von offizieller Seite werden können. Je „öffentlicher“ eine Feldforschung sein soll, umso wichtiger bzw. wertvoller ist eine offizielle Forschungserlaubnis. Andererseits ist es illusorisch zu sicherheitsrelevanten Themen – und in den meisten der von den Anwesenden „beforschten“ Ländern gehört politische Gewalt eindeutig dazu – eine staatliche Forschungserlaubnis erlangen zu können. U.U. ist ein Deckthema allgemeiner und unverbindlicher Art („Sozialer Wandel“, „Oral history“) nötig.

5. Aufzeichnen, Dokumentieren, Belegen

Einführende Bemerkungen: Dr. Regine Schönenberg, FU Berlin

(Feldforschungen in Amazonien/Brasilien)

Welche Formen der Aufzeichnung sind angebracht?

Wie lassen sich auch vertrauliche Mitteilungen dokumentieren?

Wie erfolgt die Belegweise dieser Quellen?

Für eine gelungene Dokumentation der Feldstudie sind eine vorher festgelegte Fragestellung sowie die genaue schriftliche Fixierung der Gespräche – möglichst unmittelbar nach den Gesprächen - und Beobachtungen unabdingbar. Stellt sich während der Arbeit im Feld erst heraus, dass die geplante Fragestellung nichts taugt, muss man jedenfalls genau festgehalten, warum und wann das Thema geändert wurde. Das schriftliche Fixieren muß idealerweise sofort im Anschluß der Gespräche geschehen, v.a. dann, wenn es nicht möglich ist, sie schriftlich oder tontechnisch aufzuzeichnen. Wobei das sprachliche Phänomen zu beachten ist, wonach sich graduelle semantische Änderungen ergeben können, wenn man die Gespräche in einer anderen als der Muttersprache festhält. Um zu einem dichteren Forschungsergebnis zu gelangen, hat es sich bewährt, das Forschungsteam sowohl interdisziplinär als auch international zu besetzen. Denn die unterschiedlichen Fachrichtungen, Präferenzen, Methoden und Schulen von Wissenschaftlern können einer vielschichtigen Beleuchtung und Durchdringung einer Fragestellung nur förderlich sein. Während bspw. anthropologische Schwerpunkte auf der Rolle von Verwandtschaftsbeziehungen in Konflikten liegen, können bspw. Geographen einen Konflikt kartieren. In einem Projekt zum Drogenhandel in dieser Region (UNESCO-Projekt) hat sich die „offene Forschung“ unter Einigung auf eine einzige gemeinsame Methode sehr gut bewährt und die positive Resonanz der Gesprächspartner (Drogenhändler) war durchweg hoch. Alle daran beteiligten Forscher traten ihren Gesprächspartnern gegenüber offen bzgl. des Forschungsthemas, der eigenen Identität sowie des Forschungshintergrundes auf.

Bei der Methode des biographischen Interviews gestaltet sich die Situation noch einmal differenzierter. Die Interaktion zwischen Interviewer und Befragtem, in diesem Fall Drogenhändler, die im Gefängnis saßen, ist eine sehr persönliche und erfordert ein hohes Maß an Vertrauen. Doch gerade deswegen ist es möglich, quantitativ und qualitativ mehr Informationen aus dem Partner „herauszulocken“.

Bei der Frage der Dokumentation muss man sich zumindest in der Politikwissenschaft (immer noch) den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit gefallen lassen. Die hier verwendeten Quellen seien nur Gedächtnisprotokolle und Feldtagebuchaufzeichnungen und somit mehr als fragwürdig. Gegenüber dieser Kritik der mangelnden „intersubjektiven Nachprüfbarkeit“ ist dar-

auf zu beharren, dass es zu dieser Form der Dokumentation bei prekären Themen keine methodische Alternative gibt.

Die nachfolgende Diskussion drehte sich hauptsächlich um die Frage nach Rückführung der Forschungsergebnisse zu seinen Gesprächspartnern, in die Region. Ein Weg dafür ist die Veröffentlichung der Forschungsergebnisse vor Ort unter dem eigenen Namen. Hierin eröffnet sich das generelle Problem der Neutralität des Forschers. In diesem Fall würde er sich in die politischen und sozialen Angelegenheiten des Ortes einmischen und evtl. ehemalige Interviewpartner gefährden. Ist eine Veröffentlichung überhaupt erwünscht von seiten der Beforschten? Was möchte man damit als Forscher bezwecken? Eine vertretbare, mögliche Lösung wäre es, unter einem klaren normativen Standpunkt, z.B. im Verlag einer Menschenrechtsorganisation, zu veröffentlichen. Ein unproblematischerer Weg einer Reziprozität wäre es, zusammen mit den Beforschten das Ergebnis öffentlich zu diskutieren. So ist der Forscher angreifbar und muss sich vor seinen Gesprächspartnern verantworten.

6. Non-Verbale Quellen

Eingangsstatement: Boris Wilke, Institut für Politikwissenschaft, Universität Hamburg, (Feldforschung in Pakistan und Indien)

Welche Quellen sind jenseits der Gespräche mit Akteuren und Externen wichtig?
Wie lassen sich diese erschliessen?

Gerade wenn die Zeit für die Feldforschung knapp ist, ist es zu empfehlen, nicht-verbale Quellen ins Auge zu fassen, um in Ansätzen eine soziale und politische Topographie des Ortes zu erstellen. Bei diesem Beispiel handelt es sich um eine Forschung zu Staatszerfall und Staatsbildung in Pakistan. Um nun die „Durchstaatlichung“ einer Gesellschaft zu beobachten, kann man z.B. Polizeikontrollen (Wie oft? Wann? Wo?), Träger von Uniformen und Abzeichen oder öffentliche Schilder als staatliche Indikatoren als nur scheinbar banale Quellen in Betracht ziehen. Eine zweite Möglichkeit ist es, sich zu den alltäglichen Erledigungen und Treffen der Menschen zu gesellen, z.B. im Bus oder auf dem Markt. Auch Praktiken im Straßenverkehr sind eine solche Quelle.

Eine zweite Gruppe wichtiger Quellen sind schriftlich. Die Voraussetzung dafür ist jedoch eine genaue Fragestellung. Regierungsdokumente, Material aus (öffentlichen) Bibliotheken sowie (studentische) Arbeiten an Universitäten und die örtliche Presse gehören dazu.

Eine dritte Gruppe Quelle sind die virtuellen, dazu gehören neben Kinofilmen, Daily Soaps (deren Eigenheit es ist, gerade aktuelle Themen, Probleme und Diskussionen in ihre Geschichte mitaufzunehmen) auch das tägliche Fernsehprogramm. Es gibt über die populären

Vorstellungen des Politischen und über staatliche Inszenierungen Auskunft. Zu dieser Gruppe Quelle gehört auch das Internet, das Gegenstand der weiteren Diskussion bezüglich seiner Qualität als wissenschaftlicher Quelle war.

Gegen „das Internet“ als eine wahre Quelle spricht bspw., dass Texte oder Artikel meist nicht auf einen Autor zurückgeführt werden können und es schwierig ist, sie in einen Kontext einzuordnen. Allerdings sind Chat-Foren, in denen gerade auch Konfliktparteien oder andere relevante „communities“ kommunizieren, differenziert zu bewerten, denn sie dienen ihnen als schnellstmöglicher Weg, neue Informationen oder Aufrufe auszutauschen. Internetkommunikation der Akteure ist in diesem Sinne eine wichtige Quelle. Ob nun ein Chatforum als eine zitierfähige, „wahre“ Quelle oder eher im Kontext eines Phänomens zu betrachten ist, das es zu analysieren gilt, ist also immer fallspezifisch zu bewerten.

Als weiterer Vorschlag einer non-verbalen Quelle wurde eingebracht, sich als Forscher in Situationen oder an Orte zu begeben, die einem aus dem eigenen Alltag vertraut erscheinen, nämlich in den Zoo, einen Gottesdienst, eine Gerichtsverhandlung und zu einem Fußballspiel. Man wird (mindestens) zwei Erfahrungen machen. Erstens kann man bei sich selbst als Forscher einen Überraschungseffekt herbeizuführen, wenn man beobachtet, dass die Menschen an den vermeintlich vertrauten Orten und Institutionen anders agieren. Zweitens wird man feststellen können, dass Menschen an anderen/unterschiedlichen Orten, sich über ein Thema auch unterschiedlich auslassen (z.B. in der Kirche).

Abschließend wurde dafür plädiert, bei der Suche nach geeigneten methodischen Vorgehensweisen bei Feldforschungen in Gewaltkontexten sich auch an Erfahrungen und Methoden zu orientieren, die im eigenen Land angewendet werden, z.B. bei Forschungen im rechtsradikalen Milieu, in der Militärforschung und anderen nicht-öffentlichen oder sensiblen sozialen und politischen Feldern.